

so abgesperrt. Mit diesem großen Boot stimmte etwas nicht. Im nächsten Augenblick erkannte sie mit Schrecken, was es war.

Sie zuckte zurück. »Lassen Sie mich gehen!«, rief sie. »Sie sind ein Schmuggler – ein Pirat – lassen Sie mich fort!«

Er lachte über diesen heftigen Ausbruch. »Sehe ich denn wirklich wie ein Pirat aus?«

»Ich weiß nicht, wie solche Seeräuber aussehen, aber hätten Sie die Sklaven nicht gestohlen, so hätten Sie Kaufbriefe, und wenn Sie die besäßen, wären Sie nicht so darauf bedacht, dass niemand sieht, was Sie auf Ihrem Boot haben. Lassen Sie mich gehen, sage ich Ihnen!«

Sie begann zu weinen. Sie hatte schon haarsträubende Geschichten von Schmugglern auf dem Mississippi gehört, die anderen die Kehle durchschnitten, nur um ihnen die Bootsladung zu rauben. Aber eigentlich weinte sie nicht, weil sie sich fürchtete, sondern weil sie sich bitter enttäuscht fühlte. Er war so nett und liebenswürdig gewesen.

»Seien Sie doch nicht unvernünftig«, sagte Philip.

Aber Judith bedeckte das Gesicht mit den Händen und schluchzte hilflos. Plötzlich hörte sie die Stimme ihres Vaters vom Ufer.

»Judith! Mr. Larne! Was für Schüsse waren das?«

Sie trat einen Schritt zurück und drückte sich gegen die Wand der Kabine, während sie die Augen mit ihrem Tuch trocknete. Philip ging zum Ufer hinunter.

»Es tut mir leid, dass Sie gestört wurden, Mr. Sheramy«, hörte sie ihn sagen. Er sprach so ruhig, als ob nichts geschehen sei, und doch hatte er sich eben selbst als Verbrecher entlarvt. »Meine Leute haben nur einen Panther erlegt. Die junge Dame hat sich gefürchtet und ist auf das Boot gelaufen. Einen Augenblick, ich werde ihr herunterhelfen.«

Er kam zu ihr zurück, und während er ihren Arm nahm, sagte er laut: »Es ist jetzt sicher für Sie, Miss Sheramy. Sie können mit Ihrem Vater durch das Gebüsch zurückgehen.« Aber als sie nach der Planke gingen, fügte er leise hinzu: »Hören Sie auf zu weinen, Sie kleiner Dickkopf! Wollen Sie denn, dass ich gehängt werde?«

Judith blieb stehen. In der Dunkelheit konnte sie die Gestalt ihres Vaters am Ufer nur undeutlich erkennen, aber Philip fühlte sie wirklich und warm neben sich. Sie schaute auf, und er lächelte wieder, leicht spöttisch und doch so zärtlich.

»Ich weine nicht«, flüsterte sie. »Und ich werde auch nichts sagen. Das verspreche ich.«

»Ich danke Ihnen.« Philips Stimme klang so leise, dass Judith sie kaum hören konnte.

Es blieb keine Zeit, noch mehr zu sagen. Er führte sie zu der Stelle, wo ihr Vater wartete, und verneigte sich tief.

»Bringen Sie Ihrer Frau meine besten Empfehlungen und Komplimente und sagen Sie ihr, wie leid es mir tut, dass ich Ihre Einladung nicht annehmen kann. Die Schwierigkeiten der Reise machen es unmöglich. Gute Nacht!«

Er drückte Judiths Hand schnell, bevor er sie losließ.

Die Sonne spiegelte sich in dem goldglänzenden Strom, und auf beiden Ufern zogen sich üppig blühende Orangenhaine hin. Es sah aus, als ob meilenweit weiße Spitzen über die Bäume gebreitet wären. Ein Duft von schwerer Süße hing über dem Land.

Judith saß neben Philip am Ufer und lauschte auf seine Worte. Seit ihrer ersten Unterhaltung waren sieben Tage vergangen, und immer fand Philip eine Gelegenheit, mit ihr zu sprechen, wenn die Boote haltgemacht hatten. Zuerst hatte sie ihm gesagt, dass sie mit einem Sklavenschmuggler nicht reden wollte, aber es war schwer, ihm etwas abzuschlagen, wenn er mit seinem bezaubernden Lächeln darum bat. Sie hatte ein böses Gewissen, aber sie hörte ihm begeistert zu.

»... Und dann kletterte Bonylegs immer höher den Mast hinauf. Er hatte ein blankes Messer zwischen den Zähnen und zwei Pistolen im Gürtel, und ich dachte, es wäre um mich geschehen. Jetzt noch kann ich dieses Messer sehen, das auf beiden Seiten scharf geschliffen war, und die Zahnücke über der Schneide –«

»Ja – und was geschah dann?«

»Ich verfeuerte meine letzte Kugel, Judith, und die Hand des Herrn lenkte den Schuss direkt in die Brust meines Feindes, denn meine eigene Hand zitterte so sehr, dass ich kaum die Pistole halten konnte. Und Bonylegs fiel herunter wie eine Sternschnuppe!«

»Wie Luzifer!«, rief sie.

»Wer?«

»Luzifer – in der Bibel.«

»Ach ja – natürlich. – Nachher wurden wir mit der Schiffsbesatzung bald fertig. Nun hatten wir sein Schiff erobert. Es war voll von Sklaven, Seidenballen und Silber, das er von englischen Schiffen geraubt hatte –«

»Was haben Sie mit den Leuten gemacht?«, fragte sie atemlos.

»Die haben wir selbstverständlich mitgenommen, liebe Judith. Und es ist mein Anteil an den Sklaven und Schätzen, die ich in dem Boot den Strom hinunterbringe.«

»Aber Philip«, widersprach sie entsetzt, »die gehören doch nicht Ihnen!«

»Nun gut, liebe Judith, aber Bonylegs gehörten sie auch nicht.« Er lachte leise. »Wir schafften ihn beiseite und befreiten das Meer von einem bösen Seeräuber. Glauben Sie nicht, dass wir dafür eine Belohnung verdienen?«

»Aber gibt es denn nicht ein Gesetz über Piratenschiffe? Ich weiß doch, dass die Beute an den königlichen Gouverneur abgeliefert werden muss und dass er eine Belohnung dafür gibt.«

»Möglich. Davon weiß ich nichts«, antwortete er belustigt. »Aber der königliche Gouverneur hat nicht die Gefahr ausgestanden, dass Bonylegs ihm den Dolch zwischen die Rippen stoßen konnte. Verstehen Sie denn nicht?«, rief er. »Ich wollte nach Louisiana, aber ich konnte doch nicht nur mit meinen beiden Händen hierherkommen und allein das Dickicht abholzen!«

»Ich – nein, ich verstehe es wohl nicht«, gab Judith zweifelnd zu. Sie erhob sich und hielt die Schürze zusammen, in der sie Brennholz gesammelt hatte. »Meine Leute werden mich vermissen, Philip, ich muss jetzt gehen.«

»Warum laden Sie mich denn nicht noch einmal zum Essen ein?« Philip stand auch auf. »Wenn ich es vorher wüsste, würde ich mein Boot in eurer Nähe verankern, und wir könnten beide Fahrzeuge im Auge behalten, während wir essen.«

»Ja –« Sie schälte ein Stück Rinde von einem Zweig ab. »Ich fürchte, mein Vater hält nicht viel von Ihnen, Philip. Er sagte meiner Mutter, sie sollte Sie nicht wieder einladen. Er – er meinte, dass Sie keinen guten Einfluss auf Caleb und mich hätten.«

Philip lachte. »Einen so starrsinnigen jungen Mann wie Ihren Bruder könnte ich wohl kaum beeinflussen. Und was Sie betrifft, meine liebe Judith –«

»Ich muss jetzt wirklich gehen«, erwiderte sie hastig und eilte durch das Gebüsch davon.

Während sie das Feuer schürte, dachte sie an Philips letzte Worte. Ach ja, er hatte großen Einfluss auf sie – gefährlichen Einfluss. Sie kümmerte sich nicht um die Wünsche ihres Vaters und lauschte heimlich den Geschichten, die Philip ihr von Plünderungen, Raub und blutigen Abenteuern erzählte. Und sie empfand immer weniger Abscheu davor. Wenn ihr noch vor einer Woche jemand gesagt hätte, dass sie sich von einem so schlechten Menschen bezaubern ließe! Obwohl Philip ihr wahrscheinlich noch lange nicht alles von seiner schrecklichen Vergangenheit berichtet hatte, wusste sie bereits, dass er einen sündigen Charakter hatte und sich weder um den Segen des Himmels noch um die Verdammnis der Hölle kümmerte. Aber sie sagte nichts dagegen und ermahnte ihn nicht zum Guten, denn wenn sie bei ihm war, vergaß sie, dass Männer und Frauen nur auf der Erde lebten, um ihre unsterbliche Seele auf die Ewigkeit vorzubereiten. Sie vergaß alles und sah nur, wie schön er trotz der langen Narbe im Gesicht aussah und wie einsam und trostlos ihr Leben gewesen war, bevor sie ihn getroffen hatte.

Judith nahm das Wildbret vom Feuer und rief den Männern zu, dass das Essen fertig wäre. Ihr Vater füllte seine Schale und winkte das Mädchen zu sich.

»Hast du vor Kurzem mit Mr. Larne gesprochen?«, fragte er, als sie auf dem Gras saß.

Sie senkte den Blick. »Ja, Vater.«

»Ich dachte, ich hätte eure Stimmen gehört«, fuhr Mark ernst fort. »Judith, du darfst ihm nicht erlauben, dass er mit dir spricht, wenn du allein bist. Wir wissen nichts von ihm.«

»Doch, Vater, wir wissen etwas«, widersprach sie. »Ich meine – er hat mir erzählt, dass sein Vater eine Reispflanzung an der Küste von Karolina hatte.«

Mark zuckte die Schultern. »Die Leute dort sind eine leichtfertige Gesellschaft, soviel ich gehört habe. Sie lesen atheistische französische Bücher und glauben nicht an das Wort Gottes.«

»Er hat mir doch aber gesagt, dass er in England zur Schule ging«, verteidigte ihn Judith. »Und später haben sie ihn nach Paris geschickt, damit er lernen sollte, wie man sich höflich unterhält –«

»Hm. Junge Leute lernen in Paris wahrscheinlich noch ein gut Teil mehr, als sich höflich zu unterhalten.«

»Aber Mark!«, mischte sich Mrs. Sheramy ein. »Das Kind ist doch erst fünfzehn Jahre alt!«

Er antwortete nicht darauf, und sie aßen schweigend weiter. Judith beobachtete die glitzernden Wellen auf dem Strom und überlegte, was ihr Vater wohl gemeint haben mochte. Sie wusste es nicht, wenn er nicht noch etwas anderes über die gotteslästerlichen Bücher hatte sagen wollen.

Als die Bootsleute ihre Mahlzeit beendet hatten, ging sie zu einer flachen Stelle am Ufer, wo der Fluss eine kleine Bucht bildete, und wusch die Schüsseln aus. Als sie die Gefäße ins Wasser steckte, fiel etwas Kaltes auf ihren Nacken und rutschte dann in ihr Tuch.

Der Topf entglitt ihrer Hand und fiel klatschend ins Wasser. In dem Gebüsch dicht neben ihr stand Philip und lächelte sie mutwillig und herausfordernd an. »Es tut mir leid, dass ich Sie erschreckt habe.« Er bückte sich schnell, um den Topf aus dem Wasser zu retten.

Judith richtete sich auf und ließ sich auf die Fersen nieder, während sie die Hände verschränkte.

»Bitte, gehen Sie fort. Mein Vater hat gesagt, ich soll nicht mit Ihnen sprechen.«

»Das dachte ich mir schon.« Er setzte sich kühn und ruhig neben sie.

Judith warf einen Blick über die Schulter, aber das Gebüsch verdeckte sie, sodass die anderen sie nicht sehen konnten. »Was haben Sie in mein Tuch fallen lassen?«, fragte sie und schämte sich, weil es zwischen ihren Brüsten verborgen lag.

»Ein kleines Geschenk, das ich Ihnen geben wollte, seit ich Sie zum ersten Mal sah. Betrachten Sie es doch einmal, ob es Ihnen gefällt.«

Sie zog die dünne goldene Kette, die mit Edelsteinen besetzt war, aus dem Ausschnitt. »Ach, Philip«, rief sie, »wie schön! Was ist das?«

»Es sind Topase. Ich habe außer Ihnen noch keine Frau gesehen, die topasfarbene Augen hat.«

Judith sah, wie die Steine im Sonnenlicht aufglühten. Sie konnte es kaum glauben, dass ihre Augen so golden strahlen sollten wie diese Steine. Aber dann fühlte sie plötzlich schwere Gewissensbisse.

»Philip, haben Sie das auch ehrlich erworben?«

»Ich fürchte, nein, wenn Sie mich genau danach fragen«, entgegnete er lachend.

»Aber deshalb ist der Schmuck nicht weniger schön. Bitte, nehmen Sie ihn an, Judith! Ich werde nie wieder ein Schiff ausrauben, solange ich lebe. Ich will ein ebenso ehrlicher Farmer und Pflanzer werden, wie nur jemals einer nach Louisiana kam.«

Plötzlich zog er sie so fest an sich, dass es schmerzte, und bedeckte ihre Lippen mit Küssen. Judith hatte früher manchmal darüber nachgedacht, wie es sein müsste, von einem Mann geküsst zu werden. Sie hatte immer geglaubt, es müsste sehr peinlich sein. Aber jetzt empfand sie es als das Schönste und Herrlichste, was sie je erlebt hatte. Nachdem sie sich diesem Gefühl einen Augenblick überlassen hatte, stieß sie ihn von sich.

»Tu das nicht!«, rief sie. »Du bist ein Seeräuber – ein Dieb – ein Mörder –«

Philip wich zurück, als ob er sie nicht wieder anrühren wollte. Er lächelte nicht mehr belustigt, sondern sehr zärtlich und liebevoll. »Ja, das stimmt wohl. Aber du wirst nie wieder jemand finden, der dich so heiß liebt wie ich.«

Tränen traten in ihre Augen.

»Du liebes Mädchen«, sagte er, nahm ihre Hände in die seinen und ließ die Topaskette in ihre Finger gleiten. »Liebst du mich denn nicht auch?«, fragte er leise.

»Ich weiß es nicht«, erwiderte sie gebrochen. »Ich weiß nur das eine – wenn ich es tue, ist es Sünde. Du hast so viel Schreckliches getan — du musst alle Zehn Gebote gebrochen haben —«

»Ja, jedes einzelne«, entgegnete er sofort. »Und ich will sie wieder alle zehn brechen um deinetwillen, oder ich will sie um deinetwillen halten, was bedeutend schwerer ist. Darf ich dir nicht einmal alles von Anfang an erzählen, Judith?«

Sie setzten sich nebeneinander ins Gras. Wenn Gott einen so schönen und herrlichen Menschen wie Philip Larne erschaffen konnte und ihn später zur Hölle verdammt, wäre das eine üble Verschwendung, dachte Judith.

»Liebste Judith, ich möchte dich doch heiraten. Es ist sonderbar – ich habe nie geglaubt, dass ich einmal den Wunsch haben könnte, jemand zu heiraten. Darf ich fortfahren?«

Sie nickte.

Philip legte den Arm um die Knie.

»Judith, ich bin ein nichtsnutziger jüngerer Sohn. Aber wenn man ein nachgeborener Sohn an der Gullahküste ist, kann man kaum etwas anderes sein als nichtsnutzig. Man kann entweder Geistlicher, Offizier oder Richter werden, und wenn einem das alles nicht gefällt, ist man zur Untätigkeit verdammt. Solange ich zurückdenken kann, wollte ich Pflanzer werden, aber die große Farm ging auf meinen älteren Bruder über. Nach dem Tode meines Vaters hatte ich stets Streit mit meinem Bruder. Da ich nichts zu tun hatte, trank ich viel und spielte auch mehr, als gut war, sodass alle Leute sich über mich ärgerten. Schließlich kaufte er mir eine Offiziersstelle in der Armee und schickte mich fort, damit ich gegen die Franzosen kämpfen sollte.«

Judith sah auf den Strom hinaus. Das Wasser war dunkelgelb wie die Topase, die sie in der Hand hielt.

»Zuerst gefiel mir der Krieg«, fuhr Philip fort, »aber mit der Zeit wurde mir auch das langweilig, und als die Feindseligkeiten zu Ende gingen und der Friede geschlossen wurde, kehrte ich nach Karolina zurück. Eines Abends trank ich zu viel, geriet mit einem Vetter über ein Mädchen in Streit, das uns im Grunde nicht das Geringste anging, und am nächsten Tage duellierten wir uns. Er schlug mir mit seinem Rapier eine Wunde ins Gesicht —«

»Was, du hast die Narbe im Duell erhalten?«, fragte sie vorwurfsvoll.

»Ja, liebes Kind, und wenn ich ihn nur im Gesicht verwundet hätte, wäre ich vermutlich jetzt nicht hier auf dem Fluss. Aber leider muss ich gestehen, dass ich ihm mit einem scharfen Hieb von unten herauf den Leib aufschlitzte.«

»Philip!«